

Böse Menschen, meinte Bertolt Brecht, haben keine Lieder. Mag sein, doch welcher noch so gute Mensch singt schon öffentlich, auf der Straße, nach Lust und Laune, auch mal falsch?

Singen ist hierzulande kaum gesellschaftsfähig, wenn es nicht bühnenreif oder in dafür akzeptierter Umgebung tönt. Vielleicht rührt die Scheu vor der eigenen Stimme aus der schweizt, wo viele allzuoft vorgeführt wurden beim Singen allein vor der feixenden Klasse. Deshalb haben wir sechs Frauen und Männer mit unterschiedlichen Lebensentwürfen gefragt, wo sie gerne singen – und was. Singen ist heute wieder „ein hippos Hobby“, behauptet Chorleiter Matthias Stubenvoll. Kinder liebten zudem das Verhauchen der Stimme beim Pop-Gesang.

Kirchenfürsten und Herrscher der Barockzeit bevorzugten dagegen hohe Männerstimmen. Um die zu behalten, mussten sich viele Jungen aus armen Familien kastrieren lassen – die große Chance, dem Elend zu entkommen.

Auf den folgenden Seiten erfahren Sie auch, warum im Knast „Singen“, also Verpfeifen, beliebt wird, und warum Kandidaten für Casting Shows immer wieder aus der Gegend um Lauf kommen: kein Zufall, sondern hörbare Folge des Überwinds der Singscheu in der Karaoke-Gruppe.

Singen, sagt auch Chorleiter Stubenvoll, braucht Mut. Wie bei der Entwicklung der eigenen Persönlichkeit. Da stimmen wir zu.

Matthias Stubenvoll dirigiert den „Jungen Chor“ der Musikschule Nürnberg im Chorzentrum Langwasser.



„Wir werden nur was, wenn wir tönen“

98 Prozent aller Menschen können singen – und tun es von Kindesbeinen an. Doch was wir gerne hören, in welchem Rahmen wir singen und mit welchen Liedern wir aufwachsen – das scheint ständig im Fluss zu sein, behauptet der Musikwissenschaftler Dr. Matthias Stubenvoll (35), der an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg Lehramtsstudenten in Musikpädagogik unterrichtet. Außerdem singt er Bariton im A-cappella-Quintett „Vocalitas“, leitet mehrere Kinder- und Jugendchöre und alle fünf Jahre den „Werkschor“ des Straßenkreuzers

Straßenkreuzer: Herr Stubenvoll, zur Zeit läuft in den Kinos „The Kings Speech“, wo ein Thronanwärter seine Sprechhemmnungen zu überwinden sucht. Sein Therapeut rät ihm, bei Blockaden die Worte einfach zu singen. Ist Singen unsere zweite „Muttersprache“?
Matthias Stubenvoll: Ich habe wenig Erfahrungen mit Sprachtherapien und auch keine Betroffenen in meinen Chören, aber das Singen hilft, wo die Sprache versagt, das ist erwiesen. Das lässt sich etwa bei Alzheimer-Patienten beobachten. Meine Schwester ist Psychologin und hat mir mehrfach von solchen Phänomenen berichtet. Oder denken Sie an die erste Reaktion im amerikanischen Kongress, als die Nachricht vom Anschlag auf das World Trade Center bekannt wurde. Die Abgeordneten sprangen spontan auf und sangen die amerikanische Nationalhymne.

Nun kommt es beim Singen sehr auf die Artikulation an. Sie arbeiten viel mit Kindern, wie schwer ist es da, ein gemeinsames Sprachlevel zu finden?

Also zunächst einmal muss man sich klar machen, dass die Zunge unser aktivster Muskel, aber auch unser faulster sein kann. Ich sehe hier eine gewisse Rückentwicklung in der Deutlichkeit. Kinder verschleifen heute viel mehr Vokale als früher. Vielleicht sprechen Migrantenkinder ja sogar deutlicher als Kinder mit fränkischem Dialekt – das sollte man einmal untersuchen.

Kulturwissenschaftler streiten sich seit Jahrhunderten: Was war denn zuerst da, der Gesang oder der Tanz?

Ich sage natürlich: der Gesang. Aber wenn man sich klar macht, dass beide ihren Ursprung aus dem Ritus heraus haben, gibt es auch die Kompromissmeinung, dass sie in etwa gleichzeitig entstanden sind. Letztlich ist es eine Frage der Definition: Wenn das erste Schreiben eines Babys als Form von Gesang aufgefasst wird, ist die Sache entschieden...

Wie ist das Verhältnis von Mensch und Tier beim Gesang? Wir sagen: Vögel singen, aber meint das wirklich das Gleiche wie beim Menschen?

Da muss man unterscheiden zwischen Gesang als reine Lautäußerung und Gesang als Kunstform und kulturelle Äußerung. Schon von Kleinauf gibt es Übergangsformen vom Sprechen zum Gesang. Wenn ein Kind die Aufmerksamkeit mit einer kleinen Terz „Halllooooooo, Mama!“ unterstreicht, ist das schon der Anfang einer Melodie.

Wird eigentlich heute weniger gesungen als früher?

Ich kann hier eigentlich keinen Rückgang erkennen. Vor etwa zehn Jahren gab es eine kleine Delle beim Chornachwuchs, aber jetzt ist gemeinsames Singen wieder ein ganz hippos Hobby und hat keinen faden Beigeschmack. Es gab auch noch nie so viele Angebote wie heute. Denken Sie an die Straßenumusikszene, die lebendiger ist als je zuvor. In Nürnberg wird überhaupt viel gesungen, nicht nur beim Bardentreffen.

Aber täuscht der Eindruck, dass zu Hause oder selbst in öffentlichen Räumen wie bei einer Trauerfeier weit weniger gesungen wird als früher?

Das stimmt. Man merkt es etwa am Lied-Repertoire, das unsere Kinder mitbringen. Ein Lied wie „Schneeflöckchen, Weißröckchen“ ist kein Allgemeingut mehr. Hier geben etliche Eltern ihren allgemeinen Erziehungsauftrag, wie übrigens auch in vielen anderen Feldern, immer mehr an die Schule ab. Es interessiert einen Großteil der Eltern unserer Chorkinder gar nicht, was ihre Schützlinge singen. Wir versuchen daher ein wenig, den anderen Weg zu gehen, und die Kinder zu motivieren, mit ihren Eltern zu singen. Das Babysingen ist ja zum Beispiel nicht nur für die musikalische und mentale Entwicklung der Neugeborenen wichtig, sondern vor allem für die Eltern. Die Eltern sollen die Stücke ja auswendig lernen und zu Hause ihren Kindern vorsingen.

Aber ich habe auch schon beobachtet, dass sich Kinder die Ohren zuhalten, etwa bei Operngesang...

Singen ist eben nicht gleich singen. Wenn singen eher als krödeln, also das Singen mit verengter Stimme, empfunden wird, wenden sich Kinder eher ab. Beim Pop-Gesang fasziniert sie oft das Verhauchen der Stimme, was sie gerne imitieren.

Noch nie wurde soviel Musik reproduziert wie heute. Sind i-Pod, MP3-Player oder i-Phones eigentlich Singverhinderer?

Im Gegenteil. Eher Singbeförderer. Ich benutze auf meinem Smartphone sogar ab und zu die Funktionen Stimmgabel und Metronom. Auch die vielen Audio-Bearbeitungsprogramme oder diese Gesangs-Casting-Shows, die bei Kindergeburtstagen imitiert werden, animieren die Jugendlichen schon. Natürlich ist es gut, wenn sie dabei begleitet werden und die vokalen Ausbrüche in die richtigen Bahnen gelenkt werden.

Was halten Sie von dem Spruch „Singe, wenn Gesang gegeben“?
 Mit dem kann ich im Grunde wenig anfangen. Denn im Prinzip kann jeder singen. Es gibt nur etwa zwei Prozent Menschen, die aufgrund von bestimmten anatomischen Verhältnissen oder Verletzungen an den Stimmbändern überhaupt nicht singen können. Dass wir von uns aus singen müssen, steckt doch schon im Wort Person aus dem Lateinischen „personare“, was so viel wie „durchtönen“ meint. Das heißt: Wir werden nur was, wenn wir tönen. Wie bei der Entwicklung zur eigenen Persönlichkeit braucht es zum Singen auch Mut. Wenn das mit dem Spruch gemeint ist, dann kann ich etwas mit ihm anfangen.

Interview: Jens Voskamp, Kulturredakteur der Nürnberger Nachrichten
 Foto: Peter Roggentin, www.roggentin.de